

Sächsischer Erzähler

Nr. 7. | Beiblatt zum „Chemnitzer General-Anzeiger“ und zum „Sächsischen Landboten“. | 1899.

Fürst Blücher und die sächsische Garde.

Von Moriz Vitz.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung und Schluß).

In Huy, wo das Gardebataillon unter Major v. Römer am 4. Mai anlangte, erhielt dasselbe Ordre zum sofortigen Abmarsch nach Namur. Vor dem Thore von Huy erblickten die Sachsen zu ihrer nicht geringen Ueberschuldung eine starke preussische Truppenabtheilung, welche sogar Artillerie mit sich führte, und Befehl hatte, sie zu begleiten, im Falle weiterer Widersehllichkeiten aber Gewalt zu brauchen. In Namur kommandirte der preussische General v. Borstell, und seinem Befehle wurden auch die anrückenden Sachsen unterstellt. Dieser brave Offizier war einer der Wenigen, welche die Ursachen der bellagenswerthen Ausschreitungen richtig erkannten und würdigten, und er wandte daher den sächsischen Truppen seine ganze Theilnahme zu. Er wußte, daß er es mit tapferen, gehorsamen, wohldisziplinierten Soldaten zu thun hatte, die aber durch das harte Schicksal von König und Vaterland, durch die Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit eines Theils ihrer Vorgesetzten und endlich durch systematische Demüthigungen und Zurücksetzungen dahin gebracht worden waren, die ersten militärischen Tugenden zu verleugnen. Sie wollten auch im Unglücke ihrem Landesherrn treu bleiben, und hätten daher wohl ein Anrecht auf schonendere Behandlung seitens der maßgebenden Persönlichkeiten gehabt, die aber statt dessen Alles thaten, die ohnehin mißgestimmten Soldaten noch mehr zu erbittern.

Am Morgen des 6. Mai rückte das Gardebataillon auf der Straße nach Louvain ab, escortirt von starken preussischen Detachementen. Auf einem freien Plage wurde Halt gemacht und ein hoher preussischer Offizier verlas die Ordre des Feldmarschalls Blücher, nach welcher das sächsische Grenadierregiment entwaffnet und aufgelöst wurde, seine Fahnen aber verbrannt werden sollten. Den Offizieren wurden

die Degen belassen, ihre Haltung ausdrücklich belobt und weitere Verwendung im aktiven Dienste zugesichert. Es wurde ihnen freigestellt, bei dem entwaffneten Truppentheile zu verbleiben, oder im Hauptquartier weitere Ordres zu erwarten; ohne Besinnen wählten sie das erstere, indem sie erklärten, das Schicksal ihrer Mannschaften theilen zu wollen.

Grabesstille herrschte während der Publikation dieses Befehls, ohne ein Wort der Entrüstung legten die Soldaten die Waffen nieder, aber im Innern der braven Krieger wühlte Schmerz und Ingrimm. Ein brausendes Hoch auf König Friedrich August erschallte, dann war Alles still wie vorher. Wohl hatten sie sich nach militärischen Begriffen schwer vergangen, aber die Motive waren einer hohen Soldatentugend entsprungen: der Liebe zu König und Vaterland. Alle Bemühungen des Majors v. Römer, der persönlich zu dem Fürsten Blücher ins Hauptquartier eilte, um eine Milderung der harten Strafe zu erzielen, blieben erfolglos; unverrichteter Sache kehrte er wieder zu seiner Garde zurück.

Der Führer der beiden Grenadierbataillone, Oberstleutnant Anger, erhielt Befehl, in der Frühe des 6. Mai seine Truppen, und zwar jedes Bataillon an einem andern Plage, in der Nähe der Ortschaften Lozent und Relaux aufzustellen. Eine preussische Kavallerieabtheilung kam an das dritte Bataillon herangesprengt, und der Kommandeur derselben machte die Ordre des Fürsten Blücher bekannt, nach welcher die Mannschaften ebenfalls entwaffnet und unter preussischer Bedeckung zurücktransportirt werden sollten. Ausgenommen waren die Offiziere, Aerzte, Feldwebel und Fouriere, welche ebenso wie die gesammte Wachmannschaft in vollständiger Ausrüstung ins Hauptquartier des Fürsten zurückkehren sollten. Schweigend wie die Garde legten die Grenadiere ihre Waffen ab, ein preussisches Bataillon marschirte heran und unter seiner Eskorte wurden die Entwaffneten weiter transportirt. Plötzlich ließ der Kommandeur die Mannschaften halten und einen Kreis formiren; dann

zog er eine weitere Ordre Blücher's aus der Tasche, die den Befehl enthielt, den zehnten Mann zu erschließen. An drei der als Anführer der Unruhen bekannten Soldaten ward diese Strafe auf der Stelle vollstreckt.

Inzwischen hatte das bei Melau aufgestellte zweite Bataillon ganz dasselbe Schicksal ereilt und auch hier war der Befehl ergangen, die Mannschaften zu dezimiren, falls sie sich weigern würden, die Räbelsführer zu bezeichnen. Kein Laut ertönte in den Reihen der Soldaten, das tiefste Schweigen folgte der Aufforderung des preussischen Offiziers. Da ließ der Generalleutnant v. Krafft durch die Feldwebel den zehnten Mann verlesen und vortreten, — eine stattliche Reihe dem Tode geweihter kräftiger Männergestalten. Kreidebleich folgte der Kommandeur des Bataillons, Major v. Wolfersdorff, den Vorbereitungen zu dem schrecklichen Strafgerichte, endlich verließen ihn die Sinne, er wankte und ohnmächtig sank er vom Pferde. Da vermochten die Mannschaften nicht länger zu widerstehen, sie nannten die Räbelsführer und die bereits dem Tode Geweihten traten in ihre Glieder zurück.

Die bezeichneten vier Soldaten: die Grenadiere Otto, Born und Macknick, sowie der Tambour Kanitz, wurden sofort erschossen. Als die Mündungen der Gewehre sich bereits auf die Verurtheilten richteten, erhob Kanitz den Arm und rief mit lauter Stimme: „Hoch lebe König Friedrich August!“ Wenige Sekunden später stürzten er und seine drei Leidensgefährten lautlos zusammen. Schon vorher waren die Fahnen verbrannt worden, jedoch ohne den königl. Namenszug, welchen herauszuschneiden den Gardeoffizieren gestattet wurde. Unter starker Bedeckung wurden nunmehr die drei Bataillone nach Wesel geführt, wo sie am 25. Mai ankamen. Nach kurzer Rast formirte man sie in Abtheilungen von zweihundert Mann, um sie nach Magdeburg zu transportiren, wohin sich auch die Offiziere der Garde, die sämtlich ihr Bataillon begleitet hatten, und zwar von nun an getrennt von den Mannschaften, verfügen sollten. Man sah es höheren Orts nicht gern, daß diese braven Offiziere das Unglück ihrer Soldaten theilen wollten, und suchte sie daher von ihrer Truppe zu entfernen.

Unterwegs waren die Soldaten den ärgsten Beleidigungen, ja nicht selten sogar Mißhandlungen ausgesetzt. Die Bevölkerung in den Ortschaften, durch welche sie marschirten, behandelte die unbewaffneten Mannschaften mit

einer Rohheit, die nur dadurch zu erklären ist, daß abjüchtliche Entstellungen des Sachverhalts der unglücklichen Affaire im Volke Verbreitung gefunden haben mußten. Man bewarf die Durchziehenden mit Roth und Steinen, spuckte ihnen ins Gesicht und rief ihnen die ärgsten Schimpfworte zu, ja eine Abtheilung pommerischer und ostpreussischer freiwilliger Jäger brachte sogar das Bravourstück fertig, die wehrlosen Sachsen mit Kolbenstößen und Fußtritten zu traktiren. Endlich, nach schweren Drangsalen und Entbehrungen, langten die Truppen in Magdeburg an, wo sofort die den preussisch gewordenen Landes-Theilen entstammenden Leute ausgeschieden und in verschiedene Regimenter des neuen Heimathlandes eingereiht wurden während die sächsisch gebliebenen Kameraden in ihr altes Vaterland zurückkehrten.

Der erste Lichtblick nach so langen düsteren Tagen erwartete die heimkehrenden Krieger in Leipzig, der ersten sächsischen Stadt, die sie zu passiren hatten. Bürgerschaft und Studenten zogen ihnen entgegen und erschöpften sich in Liebesdiensten und Aufmerksamkeiten aller Art, — nach so schweren Prüfungen für die geistig und körperlich niedergedrückten Soldaten eine Wohlthat, die sie mit rührender Dankbarkeit anfnahmen. Es ist bekannt, daß König Friedrich August seine Garde, wenn auch in etwas veränderter Ausrüstung, wieder errichtete, und die großen schönen Gestalten in ihren feinen scharlachrothen Uniformen und mächtigen Bärmützen bildeten eine überaus schmutze Truppe. Im Revolutionsjahr 1848, am 31. Dezember trat die Garde zum letzten Male ins Gewehr; der Neffe des Begründers, König Friedrich August II., löste dieselbe an diesem Tage aus Sparsamkeitsrücksichten auf. General von Thielemann, dessen schroffes, rücksichtsloses und unkluges Auftreten nicht mit Unrecht als die erste Veranlassung zu den unseligen Ereignissen in Lüttich angesehen wird, fand kurze Zeit darauf ein tragisches Ende. Bei einem Gastmahle ergriff er den Pokal, brachte seinem obersten Kriegsherrn einen Toast und sank gleich darauf leblos in seinen Sessel zurück. Hätte an seiner Stelle ein einsichtsvoller, den Verhältnissen Rechnung tragender Offizier das Kommando geführt, der Geist des Gehorsams und der Ordnung würde nie von den Truppen gewichen sein.

Wenn irgend noch eine gewisse Verstimmung zwischen den beiden Stammes- und geistesverwandten deutschen Völkern zurückgeblieben wäre, — auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Frank-

reichs würde auch diese letzte traurige Ueberlieferung einer schweren Zeit geschwunden sein. Der unvergeßliche Heldenkaiser Wilhelm I. selbst legte Zeugniß von der Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme ab, indem er seine herrliche Garde an die Seite der Sachsen stellte und ihnen Gelegenheit gab, die ihnen unter der Führung des ruhmgekrönten Sachsenfürsten reichlich zufallenden Lorbeeren gemeinschaftlich zu pflücken.

Gouverneur und Stadtväter.

Episode aus Leipzigs Vergangenheit von R. Dettel.

Nachdruck verboten.

Im Jahre 1721 war der Reichsgraf von Flemming zum Gouverneur der Stadt Leipzig ernannt worden. Schon kurze Zeit nach Antritt seines Amtes kam es zu Reibereien zwischen ihm und dem Rathe der guten Stadt Leipzig ob der unerhörten Neuerungen, die der energische Gouverneur, allem Herkommen zum Troß, einführte.

Zuerst verlangte er, daß allabendlich die Schlüssel der Stadthore ihm überbracht werden müßten, während bisher ein Theil derselben vom Bürgermeister aufbewahrt worden waren. Nicht lange danach ordnete er an, daß von nun an die Morgenreveille der Stadtsoldaten vor seiner Wohnung ihren Anfang nehme, auch hierin den Rang des Bürgermeisters schmälern. Als aber endlich eines schönen Tages die Stadtsoldaten gar an Stelle der seit Menschengebunden üblichen Mützen mit hohen Blechmützen nach Art der von Friedrich Wilhelm I. von Preußen eingeführten aufzogen, da war der Groll der biederen Stadtväter gegen den Gouverneur, der diese Mützen in aller Stille beschafft hatte, auf's Höchste gestiegen und es bedurfte nur noch eines Tropfens, um das Maas der Galle zum Ueberlaufen zu bringen.

Und dieser ließ nicht lange auf sich warten, indem der Gouverneur die Lieferanten der Blechmützen anwies, ihre Rechnungen dem Stadtrathe zur Bezahlung vorzulegen.

Das war für die Geduld der Stadtväter doch zu viel. Einstimmig beschloß der versammelte Rath: „Das giebt's nicht! Wer Mützen bestellt, mag sie auch bezahlen!“

Mit diesem Bescheid stellten sich die Lieferanten beim Gouverneur wieder ein, indem sie ihn um Bezahlung der Rechnungen unterthänigst ersuchten.

Damit waren sie aber vom Regen in die Traufe gekommen. Der erzürnte Gouverneur

erschöpfte seinen ganzen Vorrath an Kraftausdrücken und Kernworten, der ihm zu Gebote stand und fluchte und wetzerte über den Rath, über die „dreisten“ Lieferanten und über die ganze Welt. Endlich schien ihm ein Gedanke gekommen zu sein; er stopfte die Schleißen seiner Beredsamkeit und bezahlte den Lieferanten ihre Forderungen. Dann meinte er: „So, nun holt Ihr Euch morgen früh die Blechmützen alle wieder und bringt vorn an Stelle des Stadtwappens das meinige an!“

Die beglückten Handwerker thaten nach seinen Worten und lieferten die Blechmützen mit dem Flemming'schen Wappen nach wenig Tagen wieder an den Gouverneur ab. „Schön, schmunzelte der alte wettergebräunte Gouverneur, nun sind die Stadtsoldaten mein!“

Ein Schrei der Entrüstung über diese der Stadt angethane Schmach rang sich über die Lippen der Stadtväter, als sie von dieser neuen That des gehäßten Gouverneurs hörten. Sofort berief der Herr Bürgermeister eine Versammlung der Räte ein und nach einer bewegten Sitzung ging ein wehmüthiges Schreiben an den König August II. nach Dresden ab.

Und siehe da, Dank den eindringlichen Vorstellungen der biederen Stadtväter, daß die wohlverbrieften Freiheiten der Stadt unter dem eigenmächtigen Gouverneur in größter Gefahr seien, ordnete der König die Abschaffung der Blechmützen an. Dieselben mußten dem Rath der Stadt zur Aufbewahrung übergeben werden; der Gouverneur aber hatte noch die Freude, daß ihm der für die Mützen bezahlte Betrag aus der Stadtkasse wieder vergütet werden und so der Rath die Mützen doch noch bezahlen mußte.

Aus Sachsen.

— Hungersnoth in Eilenburg vor 260 Jahren. Im Jahre 1638 entstand in Sachsen in Folge Mißwachses eine schreckliche Hungersnoth. Der Leipziger Sackel Korn kostete zehn Thaler, war aber schwer zu beschaffen. Man holte fünfpfündiges Brod aus Altenburg und Borna auf Schubkarren herbei, aber es reichte nicht für Alle aus, und Viele starben den Hungertod. Hatte ein Bäcker gebacken, so drängte sich die Menge vor seiner Thür, um einen Bissen Brod für schweres Geld zu erlangen. Um eine todte aus der Luft herab gefallene Krähe kam es oft zwischen vielen Hungrigen zu blutigem Streite.

Die Stumme.

Eine Erzählung von F. Stausen.

(Fortsetzung.)

Marie nickte, sagte die Müllerin bei der Hand und sah sie mit ihren klaren Augen zärtlich an.

„Laß es nun gut sein, liebe Marie,“ fuhr die Müllerin fort, „übrigens kannst Du mir nun einen andern Gefallen thun. Meine Schwägerin in der Stadt will morgen Kuchen backen, ich habe ihr eine Meße feines Mundmehl versprochen und dieses kannst Du ihr hinein tragen. Spute Dich aber, daß Du vor Abend wieder zu Hause bist.“

Marie sprang vergnügt davon. Alles Leid war vergessen, der Auftrag wurde schnell und pünktlich vollzogen und als die Dämmerung ihren dunklen Schleier über das friedliche Thal auszubreiten begann, hatte Marie die kleinere Hälfte des Heimweges noch zurückzulegen. Wie gewöhnlich wählte Marie den nähern Weg über die Berge. Sie wandelte diesen Pfad sehr gern. Von buschiger Höhe konnte man hier hinab in das schöne, grüne Thal sehen, wo der klare Bach sich bald zwischen Gesträuch versteckte, bald wieder lustig über Steine hinweg sprang. Marie sprang mit ihm um die Wette und blieb auch manchmal stehen, um an den Stellen, wo der Bach nahe am Berge vorbeirauschte, ein Steinchen hinabzuwerfen. Das Leid von heute Morgen hatte sie ganz vergessen und sie freute sich auf daheim, als wäre nichts vorgefallen; das machte, sie hatte ein gutes Gewissen.

Allmählig begann es mehr zu dunkeln und Marie freute sich, als sie das weiße Haus der Mühle durch die Bäume leuchten sah. Was ist denn das? dachte Marie auf einmal, dort lehnt ja noch eine Leiter an dem Heuboden und die Luke steht auch noch auf!

Marisens Verwunderung verwandelte sich bald in Schreck. Ganz deutlich erblickte sie an der Thüre eine menschliche Gestalt, die erst einige Augenblicke stuchte, dann eiligst die Leiter herabstieg und nicht einmal, wie es sonst allemal geschehen mußte, die Thüre verschloß. Das erschrockene Mädchen traute seinen Augen nicht, als der Mann nicht in den Hof zurückkehrte, sondern dem Berge zueilte. Ebenso bemerkte sie deutlich, daß er sich einige Male scheu umblickte, bis er endlich im Busch verschwand. Marie blieb athemlos, zitternd stehen, sie hatte

die räthselhafte Erscheinung erkannt, ganz deutlich erkannt, sie wußte es gewiß, es war Peter.

Raum eine Sekunde blieb Marie unschlüssig stehen, dann lief sie blitzschnell der Leiter zu, erstieg sie in größter Eile und stand auf dem Boden, ehe sie noch wußte warum. Es war ihr nur gewesen, als müsse sie so thun. Jetzt aber wurde es ihr klar, was sie hier wollte und mit scharfem Auge spähte sie ringsherum; es war noch so hell, daß sie mit ihrem durchdringenden Blicke die einzelnen Gegenstände ziemlich genau unterscheiden konnte. Ihr Falkenauge vermochte aber nichts Aufallendes zu entdecken und schon war sie im Begriff, den unheimlichen Ort wieder zu verlassen, als sie mit Entsetzen aus einem kleinen Päckchen Heu, das wie von ungefähr neben einem großen Bündel lag, einen feinen Rauch aufwirbeln sah. Hinspringen und das Päckchen erfassen, war das Werk eines Augenblickes. Ein ihre Sinne fast betäubender Schwefeldampf stieg ihr entgegen und in dem Augenblicke, als der Feuerbrand durch den Luftzug Nahrung erhielt, schlug auch die helle Flamme empor.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kunststück mit der Uhr.

Der Künstler nimmt eine beliebige Uhr und bittet, zum Beispiel an die Stunde zu denken, um welche man aufstehe, speise oder schlafen gehe und so fort, er werde dieselbe errathen, und zwar habe man jedes Mal, wenn er mit seinem Stabe auf eine Zahl des Zifferblattes zeigt oder klopft, für sich eins zu der gedachten Stundenzahl zu addieren. Sowie man bei der 18 anlange, stehe der Stab des Künstlers auf der zuerst gedachten Stunde. Zum Beispiel, es denkt sich Jemand die Stunde VIII, der Künstler zeigt nun z. B. auf III. Hier zählt man für sich 1 zu der gedachten Zahl. Das ergiebt 9. Nun klopft der Künstler z. B. auf V. Das ergiebt wieder 1, zusammen also 10. Nun klopft er, sagen wir, auf IX, das ergiebt 11; nun klopft er auf VII, das macht 12; dann auf II, das macht 13; dann auf XII (14), auf XI (15), auf X (16), auf IX, (17) und schließlich auf VIII, das ergiebt 18 und richtig steht der Stab auf der VIII, an die man ursprünglich gedacht hatte.

Erklärung.

Die ersten fünf Sprünge, die der Künstler seinen Stab vollführen läßt, sind ohne Belang, beim sechsten Mal muß er jedoch auf die XII klopfen, um dann der Reihe nach auf XI, X, IX u. s. w. überzugehen, bis der Zuschauer im Zählen bei 18 angelangt: „Richtig!“ ruft. — Das Kunststück macht, wenn man es nicht öfter nach einander wiederholt sehr viel Effekt.

Verantwortlicher Redakteur: Julius Theiß, Druck u. Verlag: Alexander Wiede, Weide in Chemnitz.